Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 17

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636447

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Ich suchte Widerstand bei meiner Vernunft. Und erneut freute es mich, daß wir im Dunkeln standen. Nicht nur Milica war es verwehrt, mein Gesicht zu sehen, auch ich konnte nicht in ihr Antlitz schauen und geriet nicht in Versuchung, seinem eigenartigen Reiz zu erliegen. Meine Stimme klang mit Absicht hart, als ich sagte: „Fräulein Borgholm, Sie schulden mir eine Anzahl Erklärungen!"

Statt einer Antwort ergriff sie meine Hände und drückte sie.

„Ich danke Ihnen!" sagte sie leise.

Wofür dankte sie?

Für mein Einlenken bei der Auseinandersetzung mit Lawrence? Oder glaubte sie etwa, daß ich nun folgsam und ohne Aufbegehren die mir zugedachte Rolle zu Ende spielen werde? Als hätte sie erraten, was in mir vorging, sagte sie: „Sie sollen jede Auskunft von mir erhalten..."

Ihre körperliche Nähe, ihre Stimme entwaffneten mich erneut. Vergebens versuchte ich, das aufkommende zärtliche Gefühl zu bekämpfen.

„Es ist Ihnen also gelungen, mich zu verhindern, daß ich Bolton helfe, den geraubten Schatz zu finden..." sagte ich bitter.

„Ich wollte nur eines verhindern: daß Sie die Frau finden!"

„Ich verstehe nicht, wie gerade Sie es wünschen können, daß der Raub seinem rechtmäßigen Besitzer nicht wiedererstattet wird?!"

„Kein Mensch wünscht das mehr als ich!" beteuerte sie.

„Und trotzdem suchen Sie zu verhindern, daß Bolton die Frau findet?"

„Sie hat den Schatz nicht, bitte, glauben Sie es mir! Sie ist unschuldig..."

„Unschuldig?" rief ich skeptisch. „Warum in Gottes Namen wollen Sie dann nicht, daß die Frau vor eine Behörde tritt und über ihre Beziehungen zu Williams aussagt...?"

Sie schwieg.

„Fräulein Borgholm, ich kann doch nicht glauben, daß Ihnen das Gefühl für Gerechtigkeit völlig fehlt!" drang ich in sie ein. „Ich will nicht nach dem Grunde fragen, der Sie bewegt, die Unbekannte in Schutz zu nehmen. Aber wenn die Frau wirklich schuldlos ist, hat sie kein Gericht zu fürchten..."

Gericht und Gerechtigkeit sind nicht immer dasselbe", sagte Milica leise.

Auf diesen sophistischen Einwand konnte ich zunächst nichts erwidern.

„Ihr Onkel ist in die Sache eingeweiht?" fragte ich.

„Nur zum Teil. Jedenfalls war es ausschließlich meine Idee, Sie auf dem Schiff zu behalten... Der Einfall kam mir in meiner Verzweiflung. Ich mußte es unter allen Umständen verhindern, daß Sie und Bolton die Frau finden. Als Lawrence um vier Uhr morgens mit der Nachricht kam, daß die Yacht sofort in See stechen sollte, sah ich eine Fügung des Schicksals darin. Ich beschloß, Sie mit auf die Reise zu nehmen. Die übrigen Gäste wurden geweckt und an Land gebracht. Sie vermißten Sie gar nicht. Uebrigens hätte man ihnen erklärt, Sie hätten das Schiff schon früher verlassen..."

Milica schwieg. Vielleicht erwartete sie, daß ich nach ihrem Geständnis aufbrausen würde.

Ich fragte: „Die Wettfahrt nach Beirut ist also nicht erfunden?"

„Nein, — Lawrence hat mit dem Herzog von Salisbury tatsächlich eine Wette abgeschlossen..."

„Und weiß Ihr Onkel jetzt, warum ich auf der Yacht bin?"

„Ja...", sagte Milica leise.

„Damit wollen Sie sagen, daß er Ihren Entschluß billigt...", forschte ich weiter.

Diesmal erhielt ich keine Antwort.

Ich sagte: „Wissen Sie, Fräulein Borgholm, mein erster Gedanke war, daß Sie ebenfalls Jagd auf die Schätze des Maharadschas machen und darum es zu verhindern suchen, daß Bolton mit meiner Hilfe die Komplizin von Williams findet. Aber daran glaube ich jetzt nicht mehr, daß Sie es auf die Belohnung der Versicherungsgesellschaft abgesehen haben. Wenn Sie nur jene Frau vor dem Entdecktwerden schützen wollen, warum haben Sie sie nicht einfach gewarnt? Dann wäre doch meine Entführung wirklich nicht notwendig gewesen!"

Ein kaum hörbarer Seufzer entrang sich Milicas Kehle. Dann sagte sie: „Es war mir nicht möglich... ich weiß ja gar nicht, wo die Frau sich aufhält. Nur soviel weiß ich, daß sie an die Riviera reisen wollte. Und deshalb bin ich von Berlin sofort hinunter an die Riviera gefahren, noch zumal mein Onkel mich in Monte Carlo mit seiner Yacht erwartete. Als ich von Ihnen hörte, daß Sie ebenfalls jene Frau suchten, da faßte ich in meiner Verzweiflung jenen Plan..."

Milica sprach den Satz nicht zu Ende. Ich aber stellte die Frage, die mir seit langem auf den Lippen lag: „Fräulein Borgholm, wer ist die Unbekannte?"

Es herrschte Stille.

Dann schlug die Schiffsglocke an. Eine halbe Stunde war seit dem Anfang unserer Unterredung verronnen. Milica antwortete noch immer nicht.

Ich wiederholte nur: „Wer ist die Frau?"

Milica flüsterte: „Meine... Mutter!"

9. Kapitel.

Die Yacht „Milica" hatte das Gestade von Tunis bereits passiert und steuerte auf Malta zu.

Während der ganzen Zeit hatte ungetrübt schönes Wetter geherrscht, und alles an Bord war guter Laune. Bis auf Milica und mich.

Die Mannschaft des Schiffes hatte wenig zu tun und lag, soweit sie Freiwache hatte, auf dem Vorderdeck oder vertrieb sich die Zeit in ihrer Unterkunft. Die Offiziere verrichteten ihren Dienst, wenn sie nicht gerade mit Lawrence endlose Brigdepartien spielten.

Der Millionär war besonders aufgeräumt. Die „Milica" hatte bisher die Fahrt in Rekordzeit zurückgelegt. Wenn nichts dazwischen kam, war die Wette so gut wie gewonnen.

Nebenbei hatte der Schiffseigner großes Glück im Spiel: er hatte seinen Offizieren bereits bedeutende Summen abgeknöpft. Die drei Männer ließ der Verlust kühl, wußten sie doch, daß nach Beendigung der Fahrt Lawrence jedem von ihnen ein Kuvert überreichen würde, das ihren nach obenaufgerundeten „Verlust" enthielt.

Seit der Nacht, da ich erfahren hatte, daß die von Bolton gesuchte Frau Milicas Mutter war, herrschte zwischen mir und dem jungen Mädchen etwas wie ein heimliches Bündnis. Zum Teil noch in jener Nacht und an den folgenden Tagen erfuhr ich das Schicksal von Milicas Mutter.

Milicas Mutter war als Halbwüchsige mit ihren Eltern — der Vater war ein ehrsamer Flickschuster — aus irgendeinem dalmatischen Nest nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. Als Borgholm, der leitender Ingenieur eines großen Industrieunternehmens war, seine zukünftige Frau kennen lernte, arbeitete das blutjunge, sehr schöne Mädchen in seiner Fabrik. Der Ingenieur verliebte sich auf den ersten Blick in die kleine Arbeiterin. Seine Liebe siegte über alle Bedenken, und er heiratete die kaum siebzehnjährige blondhaarige Dalmatinerin.

Die ersten Jahre ihrer Ehe waren glücklich. Mit weniger als achtzehn Jahren wurde die junge Frau Mutter. Milica war bereits im vierten Lebensjahr, als die Ehe der Eltern in die Brüche ging. Da die Mutter als der schuldige Teil erkannt wurde, blieb Milica bei ihrem Vater.

Oberflächliche Betrachter griffen damals nach der abgedroschenen Phrase vom „heißen Blut", um die Wandlung der

Fortsetzung auf Seite 401.

Rembrandt im Berner Kunstmuseum

18. April bis 30. Mai 1937

Am letzten Samstag wurde im Berner Kunstmuseum die weltberühmte Sammlung des Herr J. de Bruyn (Rembrandt-Radierungen) einem weitern Publikum als Rembrandt-Ausstellung zugänglich gemacht. Die Vernissage gestaltete sich zu einer großen Feier, an der so ziemlich alles teilnahm, was für Kunst sich interessiert. Den Festakt, der im großen Hodlersaal stattfand, eröffnete namens der Behörden Herr Regierungsrat Dr. Rudolf. Er fand herzliche Worte des Dankes an den Sammler für seine Bereitwilligkeit, diese einzigartigen Schätze auch andern Kunstfreunden zu vermitteln und zugänglich gemacht zu haben. Dabei sind wir Berner die ersten Schweizer, die eine solche Ehrung erleben durften, während die Ausstellung bereits in Paris und Amsterdam berechtigtes Aufsehen erregte.

Dann richtete der Sammler de Bruyn selbst einige Worte an die Gäste, erzählend, wie er zum Sammler wurde und wie das Glück ihm hold gewesen. Dabei sagte er, sich auf die Worte des Dankes beziehend, daß es ihm selbst eine ungemein große Freude wäre, sein Rembrandtwerk selber einmal in seiner zweiten Heimat richtig gehängt bewundern zu können und im übrigen betonte er, daß er nur hoffe, daß der Fachmann und Liebhaber beim eindringenden Studium etwas Anregungen empfange.

Ungewöhnliches Interesse fand dann die Führung durch die Ausstellung, wobei sich Herr de Bruyn als außergewöhnlicher Rembrandt-Kenner entpuppte, als Mensch, der den Künstler in all seinen Phasen kennt und ungemein schätzt, und ihn uns durch seine Erläuterungen auch technischer Natur näher brachte. Seine Ausführungen fanden großen Beifall und nun wollen wir nur hoffen, daß diese einmalige Ausstellung, die übrigens bis zum 30. Mai dauern wird, von recht vielen Kunstfreunden besichtigt werden wird. Sie ist eine Einmalige, da keine Sammlung der Welt um Radierwerke Rembrandts umfangreicher und besser ausgewählt ist und das zum Teil in Blättern in verschiedenen Zuständen, die uns auch die Arbeitsweise des Künstlers vermitteln.

Es ist der Direktion des Kunstmuseums gelungen, zwei Gemälde des Künstlers zu gewinnen, das Porträt der ersten Gemahlin Rembrandts, Saskia, und ein Selbstbildnis aus der reifen Zeit. Beide Gemälde sind hervorragende Leistungen des Meisters.

(„Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

jungen Dalmatinerin zu erklären. Doch war weder dies noch eine angeborene Leichtfertigkeit das treibende Motiv. Vielmehr war die junge Frau unter den unheilvollen Einfluß eines Mannes geraten, den sie eines Tages in der Gesellschaft kennengelernt hatte! Es war Robert Williams.

Wahrscheinlich fiel der Beginn von Williams Verbrecherlaufbahn in jene Zeit, da die Scheidung zwischen Milicas Eltern ausgesprochen wurde. Williams, der es verstand, die amerikanischen Kriminalbehörden viele Jahre lang zu narren, war ein außerordentlich vorsichtiger Mann. Er brachte seine Gefährtin nach Philadelphia, wo Milicas Mutter in den folgenden Jahren in größter Abgeschiedenheit lebte. Williams verstand es, seine häufigen Besuche in Philadelphia vor jedermann zu verbergen.

Mrs. Negri, diesen Namen hatte Frau Borgholm nach ihrer Scheidung angenommen, hatte keine Ahnung von Williams dunkler Existenz. Sie glaubte dem Manne alles, was dieser ihr zu glauben gab, und sie forschte nie nach, wovon Williams sein äußerst kostspieliges Leben bestritt.

Sie selbst blieb anspruchslos, obgleich Williams ihr immer wieder große Summen aufzudrängen versuchte. Ihr kleines, gemütliches Heim in einem Vororte Philadelphias diente Williams als Zuflucht und Erholungsstätte, wenn er nach einem neuem gefährlichen Coup, was Mrs. Negri natürlich nicht ahnte, bei ihr unerwartet auftauchte.

In Milicas Mutter war die Sehnsucht nach ihrer Tochter nie erstorben. Doch sie hatte sich stets bezwungen und nicht versucht sich Milica zu nähern. Diese Bedingung war ihr von ihrem früheren Manne bereits bei der Scheidung gestellt worden. Erst als sie durch einen Zufall vom Ableben Borgholms Kenntnis erhielt, brach sie das ihm gegebene Wort.

Milica war bereits ein erwachsenes Mädchen, als die totgeglaubte Mutter auftauchte. Milica nahm die Mutter mit offenen Armen auf.

Doch diese verschwand, wie sie gekommen war. Ergebnislos forschte Milica nach ihr. Erst zwei Jahre später sah sie die Mutter unerwartet wieder. Das war kurz bevor Mrs. Negri auf Geheiß von Williams die Reise nach Europa antrat. Der Grund dieses Besuches war die erschütternde Beichte: Milicas Mutter gestand, welchen Beruf Williams in Wirklichkeit ausübte.

Milica konnte mir nicht sagen, ob ihre Mutter durch irgendeinen Zufall selbst hinter das Geheimnis Williams gekommen war, oder ob dieser sie freiwillig eingeweiht hatte.

Obschon Williams' Entlarvung Mrs. Negri ebenso erschütterte wie entsetzte, kam ihr nicht einmal in den Sinn, Williams zu verlassen. Dazu liebte sie ihn zu sehr. Sie war und blieb jederzeit ein williges Werkzeug in Williams' Händen.

Milica setzte alles daran, die Mutter zu überreden, Williams zu verlassen. Um dem Drängen der Tochter zu entgehen, schiffte sich Mrs. Negri Hals über Kopf nach Europa ein. Doch Milica war fest entschlossen, die Mutter zu retten.

Sie reiste auf der Yacht ihres Onkels ihrer Mutter nach Europa nach. Sie traf Mrs. Negri in der Schweiz, wo sie auf Williams wartete, der noch in den Staaten war und nachkommen wollte.

Vielleicht weil Mrs. Negri dem unheilvollen Einfluß von Williams jetzt nicht unvermittelt ausgesetzt war, hatte Milica diesmal mehr Glück. Die Mutter versprach ihr, Williams seinem verdienten Schicksal zu überlassen und an irgendeinem versteckten Orte des Südens Zuflucht zu suchen. .

Aber eine einzige Zeile von Williams, der inzwischen nach Deutschland gekommen war, genügte, Mrs. Ngri alle Vorsätze und das der Tochter gegebene Versprechen vergessen zu lassen. Sie reiste sofort ab.

Milica reiste ihr nach. Ihre Spur führte zuerst nach München und von dort nach Berlin.

Während Milica in den Berliner Hotels nach dem Verbleib ihrer Mutter forschte, begegnete sie dem Paare auf der Straße.

Da Milica ahnte, daß ihre Mutter und Williams vorsichtshalber sich gleich wieder trennen würden, beschloß sie, der Mutter zu folgen. Doch sie mußte unbedingt auch Williams' Aufenthalt erfahren, denn sie war entschlossen, ihn aufzusuchen und durch Drohungen zu zwingen, daß er ihre Mutter aufgebe. Da sie damit rechnete, daß die Mutter, die jetzt wieder ganz unter dem Einflusse von Williams stand, dessen Unterschlupf nicht verraten würde, beauftragte sie mich, Williams zu folgen.

Milica aber ging Mrs. Negri nach ung sprach sie noch auf der Straße an.

Die Mutter war von der unerwarteten Begegnung mehr erschrocken als erfreut. Sie flehte Milica an, sie ihrem Schicksal zu überlassen und ihre Wege nicht zu kreuzen. Milica, verzweifelt und hilflos der hartnäckigen Weigerung ihrer Mutter gegenüberstehend, verließ sie unter Tränen.

Als die Abendblätter den rätselhaften Tod des unbekannten Fahrgastes der Taxe meldeten, erkannte Milica nach der Beschreibung in dem Toten Williams. Sie eilte sofort zur Mutter.

Milica verschwieg mir, wie Mrs. Negri die Nachricht von Williams' Tod aufgenommen hatte. Zweifellos muß sie der unerwartete Tod des Mannes, mit dem sie zwanzig Jahre gemeinsam verbracht hatte, und den sie, selbst, als sie schon

wußte, wer er in Wirklichkeit war, immer noch liebte, furchtbar erschüttert haben.

Milica aber dankte dem Schicksal für diese Lösung. Nun war ihre Mutter frei und konnte ein neues Leben beginnen. Mrs. Negri war erst zweiundvierzig Jahre alt und sah, wie ich mich selbst hatte überzeugen können, nicht einmal nach fünfunddreißig aus.

Als ich dies alles erfahren hatte, sagte ich zu Milica, daß ich es nicht verstände, warum Mrs. Negri die Behörden zu scheuen brauche. Soweit ich es nach dem Gehörten beurteilen vermöge, habe sie nichts Strafbares begangen.

Nun berichtete mir Milica nach kurzem Zögern, daß Mrs. Negri es gewesen sei, die — völlig ahnungslos — den geraubten Schatz nach Europa gebracht hatte. In München erst habe ihr Williams die Juwelen, die sich in den raffinierten Verstecken einiger Schrankkoffer befanden, abgenommen. Woher die Juwelen stammten, habe sie nie erfahren.

Mrs. Negri war zwei Tage nach Williams Tode abgereist, ohne von Milica Abschied zu nehmen. Milica wußte nur, daß sie die Absicht hatte, nach der Riviera zu fahren.

Wie es dem Detektiv Bolton gelungen war, dies ebenfalls zu erfahren, blieb Milica wie mir rätselhaft, — zumal er — wie zweifellos feststand — die Identität von Mrs. Negri nicht kannte.

Mich interessierte es natürlich, wie weit J. B. Lawrence in die ganze Angelegenheit eingeweiht war. Doch darüber gab Milica nur zögernd und wortkarg Auskunft. Auch sonst wurde Milica sofort äußerst zurückhaltend, kam die Rede auf Lawrence. Ich hatte nicht den geringsten Anlaß, an der Wahrheit der Geschichte von Mrs. Negri, wie ich sie aus dem Munde Milicas vernommen hatte, Zweifel zu hegen.

10. Kapitel.

Die Fahrt auf der Yacht gab mir genügend Gelegenheit, meine Zukunft zu überdenken. Ich wollte sofort nach der Ankunft in Beirut nach Nizza zurückkehren, um Bolton die erhaltenen und durch nichts verdienten fünftausend Mark zurückzugeben. Was aber dann werden sollte, war mir in keiner Weise klar.

Denn ich war nach wie vor entschlossen, Mariannes Hilfe nicht in Anspruch zu nehmen.

Wenn ich mit einem bangen Gefühl an die Stunde dachte, da ich die Luxusyacht endgültig verlassen würde, so war dies indes nicht etwa, weil ich vor meiner unsicheren Zukunft zurückschreckte. Ich war jung und bis auf meinen etwas behinderten Arm gesund und fürchtete keine Arbeit.

Aber der Gedanke, für immer von Milica Abschied zu nehmen, erfüllte mich mit Traurigkeit. Die Frage, ob ich in sie verliebt sei verscheuchte ich gewaltsam. Sicher war, daß Milica bereits bei unserer ersten Begegnung einen unverwischbaren Eindruck auf mich gemacht hatte.

Das enge Zusammenleben auf einem so verhältnismäßig kleinen Raume und noch mehr das gemeinsame Geheimnis brachte sie mir noch beträchtlich näher. Was mich jedoch am meisten beunruhigte, war der Umstand, daß ich zu merken wähnte, daß ich auch Milica nicht gleichgültig war. Dagegen versuchte ich mir einzureden, daß das zärtliche Schwingen in ihrer Stimme, ein zufällig erhaschter seltsamer Blick, der mich selig erschauern ließ, dann wieder plötzlich eine völlig unbegründete Schroffheit und ein fast feindseliges Benehmen, nichts anderes waren, als die Launen einer verwöhnten, sich langweilenden Millionärstochter.

So kam es, daß ich mit recht zwiespältigen Gefühlen das Ende der Fahrt erwartete.

Lawrence kümmerte sich wenig um mich. Von dem Augenblick an, da er erfahren hatte, daß ich als Brigdepartner nicht in Betracht kam, war ich für ihn ohne Interesse. Ich war überzeugt, daß der Millionär sich nur um das Spiel, das Essen und das Trinken kümmerte.

Ehe noch 24 Stunden vergingen, sollte ich eines andern belehrt werden.

Wir hatten Malta passiert und sichteten gerade einen großen Passagierdampfer, der von Aegypten kommend, Sizilien zusteuerte, als Lawrence plötzlich an Deck erschien. Milica und ich standen an der Reeling und blickten auf das sich sanft kräuselnde, tiefblaue Meer, auf dem der Dampfer immer kleiner wurde. Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich hatte ich Milicas Hand ergriffen.

Sie erwiderte meinen Druck. Als uns die rauhe Stimme Lawrences aufschreckte, standen wir dicht beisammen und Milicas Kopf war leicht an meine Schulter gelehnt.

Der Millionär betrachtete uns mit einem sonderbaren Blick. Doch er sagte nichts.

Beim Diner war er merkwürdig aufgeräumt. Ich konnte mich, wenn er mich manchmal verstohlen und, wie mir schien, ein wenig ironisch ansah, eines peinlichen Gefühls nicht erwehren.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

„Programmatisch" und „automatisch"

Man wird in der nächsten Zeit noch allerlei neue Programme, Richtlinien und Pläne kennen lernen, die sich alle mit den brennenden Problemen unserer Gegenwart befassen, und das Vorhandensein verschiedener „Sofort-Programme" beweist, wie weit die Einsicht gediehen, daß man etwas tun müsse... aber auch, daß man etwas tun könne. Das ist ja die Voraussetzung der Voraussetzungen: Der Glaube an die Möglichkeit der Heilung, und man konstatiert mit Freuden, wieviel seltener die Stimmen geworden, die alles, einfach alles vom Gehenlassen, von den Verhältnissen, die sich selbst heilen und regulieren werden, erwarten.

Das neu bekannt gewordene Sofortprogramm der Freisinnigen leidet nicht an übertriebener Neuheit. Zunächst das „Sofort". Es hat als Voraussetzung die „Verwertung der Ergebnisse der Beratungen der wirtschaftlichen Expertenkommission des Bundes" (diese Genitive!). Hoffentlich werden die Ergebnisse sehr rasch bekannt, sonst wird aus dem Sofort ein sehr gedehntes „Nach und nach". Vorausgesetzt, die Expertenkommission komme zu raschen Schlüssen, wird die Partei Vorschläge machen, einmal zur Weiterführung des Kampfes gegen die Arbeitslosigkeit. Und wie? Durch Anregung der Bautätigkeit und vermehrte zusätzliche Arbeitsbeschaffung. Es fehlt jedoch nicht an einem bremsenden „Aber": Anregung und Beschaffung sollen „den Notwendigkeiten" Rechnung tragen". Der Streit, wie weit diese Notwendigkeiten gehen, kann demnach alsobald entbrennen. Denn sicher wird auf der Linken über die Ausdehnung der Notwendigkeit eine andere Ansicht bestehen als auf der Rechten.

Punkt 2 und 3: Preisüberwachung und Verhinderung ungerechtfertigter Verteuerung der Lebenshaltung und... Rückkehr zu vermehrter wirtschaftlicher Freiheit. Jedenfalls beschränkt die Preisüberwachung gewisse besonders gewünschte wirtschaftliche Freiheiten!

Punkt 5, 6 und 7 gehören zusammen: Sanierung und Neuordnung der Bundesfinanzen, Reform der Verkehrswirtschaft und Lösung des Alkoholproblems. Ueber das „Wie" möchte man gern mehr hören.

Punkt 4: Gesamtarbeitsvertrag und Schlichtungswesen, wird die Mitarbeit der Gewerkschaften geradezu herausfordern, und zu 8: „Gesetz über die nationale Erziehung der Jugend" werden sich alle Parteien melden, umsomehr, als alle die Demokratie und Landesverteidigung bejahenden Kreise zur Mitarbeit eingeladen werden.

Punkt 5 und 7 stehen im Zentrum des Interesses. Frage: Gibt es kein „Programm", das die Förderung jener Funktionen vorsieht, welche „automatisch" weitere Eingriffe, Bemühungen und Programme überflüssig machen? Man denke, daß unter anderm dank der Währungsangleichung bei den SBB im ersten Quartal 1937 gegenüber Januar bis März 36 den Betriebsüberschuß von 11,7 auf 23,9 Millionen, also um